

Elisabeth Leicht-Eckardt (Hrsg.)

Zahncreme auf Spaghetti

Sinn und Sinnlichkeit
in der Alltagsgestaltung von
Menschen mit Demenz



Verlag Neuer Merkur GmbH

Vorwort	Ralf Roland Oberle	5
Einleitung	Elisabeth Leicht-Eckardt	7
WOHLFÜHLEN		9
1. Emotionen	Sophie Rosentreter	11
2. Sinn und Sinnlichkeit	Martina Feulner	15
3. Erleben	Sophie Rosentreter	19
4. Inklusion	Ralf Roland Oberle	24
5. Betreuung	Jana Glück	29
6. Kunsttherapie	Michael Ganß	33
7. Navigationsgürtel	Silke Kärcher	36
8. Alltagsmanagement	Martina Feulner	40
9. Personal-Wertschätzung	Thomas Bade	43
10. Humor	Susanne Bötzel	47
11. Ergotherapie	Eva Hartmann	50
12. Fotografie	Michael Hagedorn	53
13. Musik	Simone Willig	55
14. Sexualität/Erotik	Gabriele Paulsen	58
WOHNEN		61
1. Wohnen und Versorgung	Beate Radzey	63
2. Gestaltungsgrundlagen	Thomas Bade	67
3. Wohn- und Lebensräume	Beate Radzey	73
4. Beispielwohnung	Sonja Schneider-Koch	77
5. Betreuungskräfte aus Polen	Patrycja Kniejska	80
6. Haushaltshilfen	Elisabeth Knirim	84
7. Nachbarschaftshilfe	Maria Hensler	88
8. Hauswirtschaft im Quartier	Monika Böttjer	91
9. Ambulant betreute Wohngruppen	Martina Feulner	93
10. Stationäre Hausgemeinschaften	Monika Böttjer	96
11. Stationäre Alltagsbegleitung	Martina Feulner	99
12. Reinigung	Cornelia Feist	103
13. Wäschepflege	Inge Maier-Ruppert	106
14. Sicherheit und Hygiene beim Kochen	Martina Feulner	110
15. Therapeutische Potenziale von Gärten	Jan Ole Oßenbrink/Cord Petermann	114
WISSEN		117
1. Medizin	Dieter Lüttje	119
2. Pflege bei Demenz	Christiane Hillebrand	128
3. Hauswirtschaft	Martina Feulner	132
4. Ernährung	Ralf Roland Oberle	135
5. Recht und Demenz	Monika Jansen	139

6. Pflegeberatung und -schulung	Katja Koch/Danja Krampe	142
7. Beratung eines Pflegestützpunkts	Petra Herder/Susanne Klesse	145

Anhang		149
Quellen zu Teil 1		151
Quellen zu Teil 2		153
Quellen zu Teil 3		156
Weiterführende Literatur und Links		158
Autorinnen und Autoren		161

1

Wohlfühlen



1.1 Emotionen

Sophie Rosentreter

Ich sitze im Zug und darf mir die spannende Frage „Was ist Demenz?“ stellen und beantworten. Dieses Mal für dieses Buch, das mir so am Herzen liegt.

Aber bevor ich meine subjektiven Beobachtungen, meinen Blickwinkel schildere, schaue ich doch mal, was die anderen denken – Status quo in unserer Gesellschaft, was den Umgang mit Alter und Pflege angeht.

Ich blicke also auf und will die Antwort spontan von dem jungen Mann, der mir im Zug gegenüber sitzt, wissen: „Entschuldigung“, sage ich, „darf ich dich mal etwas fragen?“ Darf ich. „Was denkst du, wenn ich dir das Wort Demenz zuschmeiße? Was macht das mit dir?“ Als Erstes macht es auf jeden Fall riesengroße Augen. Dann folgt eine körperliche Abwehrhaltung, so als ob er ein bisschen in Schutz gehen will, sich vor diesem Wort duckt, es könnte ihn ja treffen. Und dann höre ich die Aussagen, die mir seit Jahren fast täglich begegnen und die ich auch mal gefühlt habe. Etwas von: „Angst ... Hoffentlich bleibt meine Familie davon noch lange verschont ... da vergisst man sich doch ... furchtbar.“

Zwei Tage später, ich sitze im Café und schreibe wieder. Hinter mir sitzen zwei Damen, ich schätze sie auf Mitte 60, irgendwann ist ihr Gesprächsthema Demenz: „... Sie hat die ganze Zeit gemacht, gemacht und gemacht, ohne sich ein wenig Freizeit zu gönnen. Ilse hat dann gesagt, ‚Ich kann nicht mehr.‘ Da wog sie nur noch 40 Kilo. Dann haben die Kinder die Pflege übernommen. Der Arzt meinte noch, ‚Das geht nicht mehr lange gut‘. Und dann geht es noch um die Sorge, ob es denn vererbbar ist ...“

Ja, ist es zwar, aber zu ihrer Beruhigung: nur in zwei Prozent der Fälle, also verschwindend gering. Das wirft natürlich die Frage auf, woher diese Krankheit kommt.

Lassen Sie uns doch bitte davon ausgehen, dass Demenz keine Krankheit ist, sondern eine Behinderung. Wenn wir Betroffene als Demenzkranke/r oder Demente/r benennen, reduzieren wir die Menschen auf ihre Diagnose. Die Betroffene, Helga Rohra (Autorin, Demenzaktivistin), lehrte mich, dass sie am liebsten als demenziell veränderte Person bezeichnet werden will oder als Mensch mit Demenz. Wir sollten uns immer wieder fragen, wie hätten wir es denn gern, wenn es so weit ist? Etwas Grundlegendes sei ergänzt: die Macht der Worte. So wie wir uns äußern, so verhalten wir uns auch.

Eine weitere Geschichte zum Status quo: Vor wenigen Monaten durfte ich unter Federführung der bayerischen Staatsministerin Melanie Huml durch eine Veranstaltung zur Wanderausstellung „Was geht, was bleibt – Leben mit Demenz“ führen. Einige Abgeordnete, der Polizeichef und eine handverlesene Gruppe von etwa 45 Menschen waren gekommen. Ganz offen fragte ich in die Runde: „Wer von Ihnen ist im Familien- oder Bekanntenkreis von Demenz betroffen?“ In diesem Moment der Stille hätten Sie eine Maus niesen hören können. Impulsiv wie ich bin, stieß ich laut hervor: „Was? Das kann doch gar nicht sein?!“ Links, im Augenwinkel und gerade noch sichtbar, gingen zwei Arme hoch. Wie eine langsame Welle erhoben sich Hände, sodass sich am Ende etwa 20 Geladene sichtbar gemacht hatten. Das Fazit ist also eher düster. Mit Angst, Unsicherheit und Scham besetzt, gilt Demenz als Überforderung und Belastung des Alltags. Ein Thema, von dem man sich noch immer stark abwendet. Und das, obwohl zirka 1,6 Millionen Menschen in Deutschland die Diagnose Demenz gestellt bekommen haben, Tendenz stark zunehmend. Die Dunkelziffer ist weitaus höher!

Es geht bei der Demenz zum einen um die Diagnose, die Behinderung selbst und unseren Umgang damit

– medikamentös und nichtmedikamentös. Als Zweites geht es darum, wen es alles betrifft – von den Betroffenen selbst, über die Angehörigen bis zu den professionell Pflegenden und dem dazugehörigen Team. Und der dritte und grundsätzliche Aspekt, der dahinter steckt und viel größer ist als die Demenz selbst, ist nämlich die gesellschaftliche Frage: Wie gehen wir mit Alter, Versorgung, Betreuung und/oder Pflege um? Wir leben in einer Leistungsgesellschaft, in der der Fortschritt zählt. Höher, schneller, weiter ist unser Ziel, der Antrieb, das Ego, das Geld, der Stellenwert.

Was ist also Demenz aus meiner Sicht? Demenz ist für mich eine Haltung geworden. Es spiegelt meine Lebenseinstellung wider – zu mir, zu anderen und die innerhalb unserer Gesellschaft.

Mein erster Vortrag, den ich zum Thema Demenz sah, war von Prof. Reimer Gronemeyer. Tellergröße Augen bekam ich bei seiner Aussage: „Jede Gesellschaft bekommt die Krankheit, die sie verdient.“ Innerlich ging ich auf die Barrikaden und dachte mir, das kann er doch jetzt nicht ernst meinen!? Sind wir wirklich so schlechte Menschen?

Er erklärte dann weiter, dass er häufig in Afrika sei, es noch keine Studien dazu gibt und ja, dass die

Menschen dort früher sterben. Aber er erlebe dort wesentlich weniger Vor-

kommnisse/Symptome von Demenz. Seine Schlussfolgerung: Es liegt an dem Stellenwert der sozialen Integration des Alterns in der Gesellschaft. Die Alten sind dort die Weisen – die Menschen, auf die man zugeht, wenn man Rat braucht. Und sie sind diejenigen, die auf die Kinder aufpassen, während die mittlere Generation arbeiten geht.

Was passiert also bei uns, wenn man „alt“ ist? Fällt man aus dem Netz oder wird man aufgefangen? Natürlich ist alles im Wandel und die Silver Surfer werden immer agiler. Aber generell macht Alter uns Angst. 18-Jährige, die sich Botox spritzen, sind doch ein Indiz dafür, oder? Können wir eine „Leistung“ vielleicht hier ganz neu definieren? Nähe und Wärme spenden, Weisheiten weitergeben, Lebenserfahrung

vermitteln, sind Leistungen, die unsere Lebensqualität steigern können. Und ja, Menschen mit Demenz sind dazu auch noch fähig!

Warum sehen wir unsere Eltern nicht als die alten Bäume an, die sie sind? Stark, vielleicht ein wenig morsch, aber sie schenken Leben, Schatten, Zuflucht. Und jeder Ast erzählt eine Geschichte, von der wir lernen können ...

Gehen wir mal davon aus, dass Demenz auch etwas mit dem Alter zu tun hat. Laut Statistik wird heute jeder Zweite über 90 mit einer Demenz leben. Meine Tochter hat zu 25 Prozent eine Chance, 100 Jahre alt zu werden. Dann ist sie mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit eine Betroffene.

Warum gehen wir mit diesem Thema nicht realistisch um – nämlich dass es zum Leben gehört? Integriert. Wir begleiten Kinder ins Leben hinein, pflegen und hegen sie. Warum begleiten wir die „Gehenden“, die Alten, nicht ganz genau mit dieser emotionalen Haltung: „Na klar, bin ich für dich da“ wieder aus dem Leben heraus?

Der Demenzexperte Tom Kitwood meinte vor Jahren schon dazu: „Menschen mit Demenz sind oft einer Diskriminierung älterer Menschen in ihrer schärfsten Form ausgesetzt ...“, was er auf Ängste seitens der Nichtbetroffenen zurückführt, die oftmals unbewusst sind. Dazu gehört zum einen die Angst, gebrechlich und abhängig zu werden, zum anderen die Furcht vor geistiger Instabilität und Verwirrtheit. Aber ist der Geist denn alles? Und welcher Geist überhaupt?

Demenz heißt übersetzt „abnehmender Geist“ oder „weg vom Geist“. Im Wörterbuch gibt es jedoch zwei Bedeutungen für Geist, die kognitiven Fähigkeiten und die spirituellen (engl mind oder spirit). Ja, die kognitiven Fähigkeiten nehmen definitiv ab – das Gedächtnis, das Denken, das Orientieren und das Sprechen fällt zunehmend schwerer – bis zum Versiegen der Sprache. Auch die Persönlichkeit kann sich in einer Demenz stark verändern (manchmal auch von jetzt auf gleich) und Alltagskompetenzen lassen am Ende ganz nach.



Demenz ist für mich eine Haltung geworden.

Was also tun, wenn die Sprache versagt?

Der Demenzexperte Erich Schützendorf bedient sich gerne eines Satzes aus dem Buch „Der kleine Prinz“: „Die Sprache ist die Quelle aller Missverständnisse.“ Die Sprache ist aber das Transportmittel der Ratio, des Verstandes, und somit fällt uns Kommunikation als völlig verkopfte Gesellschaft natürlich sehr schwer. Aber sie ist gut auch anders möglich und bereichernd für uns alle.

Was ist also mit dem anderen Geist? Mit der Seele? Menschen mit Demenz sind bis zum Schluss über die Seele, über das Gefühl erreichbar.

In einem Interview, das Dr. Eckart von Hirschhausen mit Prof. Andreas Kruse (Direktor des Instituts für Gerontologie an der Universität Heidelberg) führte, und das ich als Produzentin begleitete, sagte Kruse: „Wir können heute in der Forschung sagen, dass die Emotionen viel mehr als Ressource wahrgenommen werden als noch vor 20 Jahren. Es gibt sogenannte Inseln des Selbst, die noch weit bis in die Demenz herausragen.“

Erich Schützendorf beschrieb einmal das Bild dazu: „Man muss sich vorstellen, sie gehen die Stufen zurück, die sie als Kind hochgegangen sind, nur in umgekehrter Reihenfolge.“ Der Vergleich mit Kindern birgt immer die Gefahr, die Betroffenen zu verkindlichen, sie nicht ganz ernst zu nehmen. Hier sollte man im Kopf und im Herzen behalten, dass diese Menschen ein ganzes Leben voller Gefühle und Erfahrungen in sich tragen, die Fußspuren auf der Seele hinterlassen haben. Aber eines haben Menschen mit Demenz und Kinder gemeinsam: Sie sind am besten über das Gefühl zu erreichen, nicht über den Verstand, sondern über die Sinne. Und ich bin der festen Überzeugung, dass mehr Gefühl uns allen, als Gesellschaft, und jedem Einzelnen sehr gut tun würde.

Seitdem ich das Wissen rund um den Umgang mit Menschen mit Demenz habe, kommt jeden Tag ein Stückchen mehr mein spiritueller Geist, meine Seele in den Vordergrund. Ich verleihe mir selbst dadurch

viel mehr Tiefe, und das ist bereichernd. Ich blicke durch die anderen auf mich zurück und erkenne mich neu, stelle mich neu in Frage, klopfe an neue Türen in mir an.

Das Gegenstück zu Demenz – sprich „abnehmender Geist“ – wäre für mich also „hin zum Gefühl“ oder „voller Gefühl“. In der Demenz findet man natürlich Trauer, Angst, Scham, Verzweiflung. Aber wo Schatten ist, ist eben auch Licht, das heißt Glück, Liebe, Lust, Freude, Verspieltes, Nachdenkliches und Zufriedenheit. Ja, Frieden ist auch in der Demenz zu erleben. Dazu brauchen Betroffene ein aufgeklärtes Umfeld, ein funktionierendes, vielfältiges Netzwerk, indem die unterschiedlichen Kompetenzen der Beteiligten erkannt und wertgeschätzt werden. Menschen, die Wissen haben, zugewandt und achtsam sind, Empathie mit sich bringen und vor allem die Zeit bekommen, die sie für all die Zuwendung brauchen, die den Betroffenen zu steht.

Kitwood stellt klar, dass fünf psychische Bedürfnisse erfüllt sein müssen, damit sich eine demenziell veränderte Person als ganzheitliche Person empfindet, Lebensqualität spürt. Alle Bedürfnisse gehen vom zentralen Bedürfnis der Liebe aus und überschneiden sich: Bindung, Trost, Identität, Einbeziehung und Beschäftigung. Es geht also nicht um eine perfekte technische Abwicklung der Pflege oder die richtige Einstufung einer Phase der Demenz, sondern es geht darum, den Menschen hinter der Diagnose zu erspüren und seine Bedürfnisse wahrzunehmen, seine Fähigkeiten zu stärken, Ressourcen zu erhalten.

Was für Mittel haben wir? Musik, Humor, Kunst, Natur, Tiere, Hilfsmittel und Konzepte – davon finden Sie viele hilfreiche Hinweise in diesem Buch.

Ich sehe das Herz der Demenz in der haltenden Hand der Tochter, die Wärme und Trost spendet. Ich sehe das Herz der Demenz in der Hauswirtschaftskraft,

 **Die Sprache ist die Quelle aller Missverständnisse.**

die achtsam die betroffene Person beispielsweise mit in die Tätigkeit des Wäschezusammenlegens einbindet, ihr somit Halt und Selbstwertgefühl schenkt. Ich sehe das Herz der Demenz in dem Hausmeister, der gerade eine Leuchte erneuert und dabei ein Gespräch mit einer betroffenen Person führt. Ich erlebe das Herz der Demenz in mir, wenn ich in einen Raum komme, der kalt, klinisch, düster scheint und in dem zwei Personen liegen. Der Anblick: alles andere als schön. Ich überwinde meinen ersten Reflex, mich umzudrehen und gehe auf die beiden Menschen zu. Ich suche nach etwas anderem als der äußeren Schönheit, Attraktivität, und ich finde etwas viel Größeres. Vorsichtig nehme ich die fremde Hand.

» Auf einmal ist er da, dieser gemeinsame Moment, in dem sich die Herzen treffen.

Stelle mich ins Blickfeld und versuche, einen Augenblick einzufangen, schenke ein Lächeln, ein Trost spendendes Wort und dann, ganz langsam, wie ein Wal aus dem

Schattenreich des Meers auftauchend, findet er zu mir. Und auf einmal ist er da, dieser gemeinsame Moment, in dem sich die Herzen treffen, die Seelen sich erkennen, man sich wildfremd, und dennoch sehr vertraut begegnet. Im Jetzt gemeinsam sein. Ein ganz großer Moment für mich. Auch wenn er zeitlich gesehen nur gefühlte fünf Minuten lang war, so scheint er noch immer zu wirken.

Von einem Menschen mit Demenz „gesehen“ zu werden, hat einen Zauber in sich. Wir „Gesunde“ nehmen je nach Gegenüber eine Rolle ein. Tochter. Mutter. Referentin. Freundin. Das können Menschen mit Demenz mit zunehmender Behinderung nicht mehr. Gefühle hinter Mauern zu verstecken, wird unmöglich. Wir werden zu einem offenen Buch und jeder kann anhand unser Gestik und Mimik in unserer Gefühlswelt lesen. Sich hinter einem Lächeln zu verstecken, obwohl es ganz anders in einem aussieht, ist in der Demenz nicht mehr möglich. Und das ist es auch, was ich bei Menschen mit Demenz so wertschätze, denn diese „Echtheit“ erlebe ich sonst nur bei Kindern.

Wie oft komme ich in stationäre Einrichtungen und gehe am Ende des Tages mit einer Handvoll Umarmungen, Zärtlichkeiten und Berührungen nach Hause! Dies sind Geschenke, die man mit keinem Geld der Welt kaufen kann. Wir alle machen ganz unterschiedliche Lebenserfahrungen, aber wir alle teilen die gleichen Gefühle – von Angst bis Lust. Das Erkennen, das Zulassen und manchmal auch das Aushalten dieser Gefühle stellen die Basis eines wertschätzenden Miteinanders dar.

Warum nun also Demenz? Diese Antwort wirft viele neue Fragen auf. Wir wissen, dass ungesunde Ernährung, ein allgemein ungesunder Lebenswandel, wenig geistige Anregung, fehlende soziale Kompetenzen und einiges mehr zu der Diagnose beitragen können.

Wir haben also eine laute Ahnung, leise ist sie bei weitem nicht mehr, und wir hören trotzdem nicht hin. Wir setzen mal wieder darauf, dass die Forschung die richtige Pille findet – Symptombekämpfung, ohne die Ursachen zu verändern.

Warum allerdings vermehrt jüngere Menschen diese Diagnose gestellt bekommen, ist ebenfalls ein Phänomen unserer Zeit und oft ein Rätsel. Hier gilt es, hinzuschauen und ebenfalls neu zu handeln. Jüngere Menschen haben andere Ansprüche – die grundlegende, wertschätzende Haltung muss sich nicht ändern, aber die „Tools“ wie Hilfsmittel, Musik, Ernährung, Raumgestaltung usw. müssen mit der Zeit gehen.

Ich wünsche niemanden dieses Schicksal. Es ist wirklich nicht einfach, mit dieser Diagnose zu leben – für keinen der Beteiligten. Ich kann Ihnen nur sagen, dass mein Leben mit jedem weiteren Tag, an dem ich mich mit Themen wie Alter, Pflege und Tod auseinandersetze, reicher und die Angst weniger wird. Im Hier und Jetzt so bewusst leben wie möglich – das ist eine Lebensaufgabe, ein Geschenk, und dafür bin ich dankbar.

1.2 Sinn und Sinnlichkeit

Martina Feulner

In der Wahrnehmung hauswirtschaftlicher Dienstleistungen wird deutlich, dass diese Profession von ganz unterschiedlichen Phänomenen geprägt ist. Sie steht auf der einen Seite für die Ratio, die Vernunft, und gleichzeitig weckt sie Emotionen und steht für Gefühle.

- Sauberkeit, Ordnung und ein gut durchstrukturiertes Management: damit werden hauswirtschaftliche Dienstleistungen in Verbindung gebracht. Der Blick fällt auf durchorganisierte Prozessabläufe, Ordnungsstrukturen, Reinigungspläne und ausdifferenzierte Standards. Wahrgenommen wird: Hauswirtschaft steht für Ordnung, Sicherheit und Verlässlichkeit.
- Ein duftender Kuchen, ein wunderbar zubereiteter klassischer Kartoffelsalat, das Gefühl der Sauberkeit nach einer Reinigung, duftende Wäsche oder ein Sich-willkommen-Fühlen beim Betreten einer Einrichtung – hier leiten die Sinne die Wahrnehmung der Dienstleistungen. Und es entsteht eine Hauswirtschaft, die dem Gefühls- und Seelenleben gut tut bzw. klare Abneigungen und Ablehnungen formulieren lässt.

Die Hauswirtschaft vereint beides unter ihrem Dach: Sinn und Sinnlichkeit. Andere Wortpaare, die diese Unterschiedlichkeit deutlich machen, sind Rationalität und Gefühle, Ordnung und Gestaltungsräume oder auch Last und Lust. Nicht vielen Professionen werden so gegensätzliche Zuschreibungen zuteil.

Werden hauswirtschaftliche Leistungen erbracht, unabhängig davon, ob im privaten Haushalt, in Wohngemeinschaften oder in stationären Einrichtungen, sind beide Seiten in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und Verbundenheit wichtig. An vielen Stellen wurde die Hauswirtschaft in sozialen Einrichtungen in den letzten Jahrzehnten auf ihre rationalen, durchorganisierten Seiten reduziert. Soziale Einrichtungen folgten hier gesamtgesellschaft-

lichen Entwicklungen, die davon ausgingen, dass durch Technisierung, Convenience-Produkte oder eine vermeintlich kostengünstigere Vergabe an externe Dienstleister die hauswirtschaftlichen Versorgungsaufgaben zu minimieren sind. Erst jetzt wird nicht nur in sozialen Einrichtungen, sondern auch für die privaten Haushalte deutlich, dass konsequente und radikale Rationalisierungsmaßnahmen sehr viel kaputt machen.

Das Essen auf einem Teller, das ohne Geschmack und Gerüche lieblos portioniert wird, kann beim Tischgast keine wohltuenden Erinnerungen wecken. Gerade Menschen mit einer Demenz sind auf empathische Kontakte und Begegnungen angewiesen. Hektik und Geräuschkulissen verunsichern und führen nicht selten zu heftigen Reaktionen, die dann wieder die Mitarbeiterinnen verunsichern.

Während der erste Blick auf die zwei Seiten irritiert, wird beim zweiten Blick deutlich, dass hinter den sinnlich erfahrbaren Genüssen der Hauswirtschaft Strukturen, Handwerk und Können stehen. Insbesondere um die sinnlichen Erlebnisse immer wieder erzeugen zu können, sind geordnete Grundstrukturen, intakte Geräte oder auch ausreichende Vorräte wichtig. Erst in der Kombination aus beidem entsteht ein Ganzes.



**Hauswirtschaft vereint
Sinn und Sinnlichkeit.**

Die Hauswirtschaft: ein Theater mit Vorderbühne und Hinterbühne

Für die Hauswirtschaft in sozialen Einrichtungen passt das Bild des Theaters mit seiner Bühne. Auf der Bühne selbst spielt das Leben für und mit den Bewohnerinnen und Bewohnern. Auf dieser Vorderbühne findet der Alltag statt: Sie werden versorgt, nehmen ihre Mahlzeiten ein, bewohnen ihr Zimmer,

gehen in den Gemeinschaftsräumen verschiedenen Aktivitäten nach. Dies alles ist nur möglich, wenn gleichzeitig auch die Hinterbühne – das Leben hinter den Kulissen – bespielt wird. Hierzu gehören in der Hauswirtschaft die verschiedensten Produktionsprozesse, Lieferungen von Waren kommen an, Personaleinsätze werden geplant – um nur einige Beispiele zu nennen. Stehen Vorder- und Hinterbühne nicht in guter Verbindung miteinander, werden Brüche sichtbar.

Insbesondere Menschen mit demenziellen Veränderungen sind auf die Einheit und das gute Zusammenspiel der Leistungen auf der Vorderbühne und der Hinterbühne angewiesen:

Ein Essen, das plötzlich auf einem Tablett vor dem Tischgast steht, braucht manchmal seine Zeit und die persönliche Ansprache, um als Essen erkannt zu werden. Vielleicht ist auch die Kontaktaufnahme über das Begreifen notwendig – wenn beispielsweise das Besteck in die Hand des Tischgastes gelegt wird –, oder über den Geschmack, wenn der erste Bissen ange-reicht wird, damit auf die erlernten und im Unterbewussten gespeicherten Handlungen und Abfolgen bei der Essenseinnahme zurückgegriffen werden kann. Die zubereitete Mahlzeit kann erst durch einen gezielten tischgastorientierten Service wirksam werden.

Dieses Beispiel macht deutlich, wie wichtig es ist, in der hauswirtschaftlichen Versorgung auf das Wissen und auch auf die Kenntnisse für eine gelingende Begleitung von Menschen mit einer Demenz zurückzugreifen. In der Dienstleistungserbringung sind Fachwissen zu demenziellen Veränderungen, Grundprinzipien der Kommunikations- und Beziehungsgestaltung bei demenziellen Veränderungen unverzichtbar, damit Alltagshandlungen ausgeführt werden können.

Mehr Hauswirtschaft auf die Vorderbühne

In Haus- und Wohngemeinschaften wird ein großer Teil der Hauswirtschaft aus den zentralen Versorgungsstrukturen heraus auf die Vorderbühne direkt in den Wohnbereich hinein verlegt. Mit dieser Verlegung wird deutlich, wie wohltuend es für Bewohne-

rinnen und Bewohner ist, wenn hauswirtschaftliche Versorgung direkt in ihrem Alltag stattfindet. In Hausgemeinschaften erfahren sie viele hauswirtschaftliche Dienstleistungen, so wie sie eigentlich angelegt sind. Für das Erleben der Bewohnerinnen und Bewohner können sie wirksam werden:

- Geräusche, Gerüche und Geschmack eröffnen Zugänge und Kontakte über die Sinne.
- Tagtäglich wiederkehrende Aufgaben stehen dafür, versorgt zu werden, versorgt zu sein und Sicherheit.
- Die tagtäglichen hauswirtschaftlichen Routinen stehen für gewohnten, vertrauten Alltag.
- Die Erledigung von hauswirtschaftlichen Pflichten durch Dienstleistende entlastet. Dinge, die zu tun sind, werden erledigt.

Diese Wirkungen werden dadurch erzeugt, dass Frauen und Männer sichtbar und erfahrbar sind, die diese Dienstleistungen erbringen. Der besondere Charakter haushälterischen Handelns kommt darin zum Ausdruck, dass sachbezogene Leistungen untrennbar mit unmittelbar personengebundener Fürsorge verbunden sind. Von besonderer Bedeutung in der Versorgung und Begleitung von Menschen mit einer Demenz ist die Konzentration auf die Handlung, die gerade auszuführen ist und ein Handeln in dem Bewusstsein, dass Menschen mit einer Demenz ihre Umgebung und die Menschen in ihrer Umgebung emotional wahrnehmen. Menschen mit einer fortgeschrittenen Demenz sind den Reizen in ihrer Umgebung oft ungeschützt ausgesetzt, da sie Wahrgenommenes nicht mehr über ihre kognitiven Fähigkeiten lenken und einordnen können. Sie werden beispielsweise verunsichert, wenn Menschen sich im Raum laut und erregt unterhalten oder Geräusche wie das Rattern von Transportwagen oder hastiges Laufen zu hören sind.

Für das haushälterische Handeln in seiner Gesamtheit, aber auch für jede Einzelhandlung wird es wichtig, dass die im Haushalt verfügbaren Ressourcen und die gegebenen Handlungsspielräume immer wieder reflektiert werden. Hauswirtschaftliches Handeln muss sich auf die besonderen Bedarfe und Bedürfnisse von alt werdenden Menschen und Menschen mit demenziellen Veränderungen einstellen

und an ihnen ausrichten. Es gilt, den sinnlichen Teil der Hauswirtschaft zu stärken und auszubauen. In einer Welt, in der Informationen den Alltag bestimmen und für das Leben und Überleben wichtig und zentral sind, wird es wichtig, alle Sinne des Menschen für die Kommunikation und Interaktion zu nutzen.

Im Betasten werden Menschen und Gegenstände erfahren

Der Tastsinn erbringt viele Leistungen, die im Alltag nicht bewusst wahrgenommen werden. In der Evolution ist der Tastsinn als erster Sinn entstanden, und schon lange vor der Geburt betastet der Embryo sich selbst und das Innere der Gebärmutter. Ohne Tasteindrücke könnten wir keinen Mitmenschen berühren und kein Objekt handhaben. Während das Sehen die Form, Farbe und Bewegung von Objekten wahrnimmt, fühlt der Tastsinn den Gegenstand. Über Berührung findet im Gegenzug auch Kommunikation statt. Das Streicheln der Hand oder eine Umarmung geschehen oft ohne Worte und wollen und können doch so viel ausdrücken.

Gerüche sprechen eine eigene Sprache

Gerüche erfüllen Räume, ohne dass man sie sieht. Sie werden über die Nase aufgenommen. Der Geruchssinn ist für den Menschen von Beginn seines Lebens an wichtig und er bleibt für den Menschen insbesondere bei der Nahrungsauswahl zeitlebens wesentlich. Zahlreiche Entscheidungen trifft der Mensch mithilfe seines Riechvermögens, denn das Riechen ist eng mit Gefühlen gekoppelt und der Mensch lässt sich trotz seines hochentwickelten Verstandes häufig von Emotionen leiten. Für sehbeeinträchtigte und kognitiv beeinträchtigte Menschen spielen Gerüche bei der Orientierung eine außerordentlich wichtige Rolle. Der Geruch von frisch aufgebrühtem Kaffee, der angenehme Duft eines Reinigungsmittels oder auch Blumen mit ihren individuellen Düften werden damit zu wichtigen Milieugestaltern.

Sehen eröffnet Welten

Die Augen sind für den Menschen der wichtigste Sinn für die Wahrnehmung der Umwelt. Sie sind auch wichtig, um Gegenstände wahrnehmen zu können, die zur Nutzung bereitstehen. Daraus erwächst die Notwendigkeit zu überprüfen, ob jemand überhaupt in der Lage ist zu sehen. Die Überprüfung der Sehfähigkeit und auch die Anpassung von Sehhilfen werden bei einer Demenz zu einer besonderen Aufgabe. Gleichzeitig ist darauf zu achten, dass bei Sehbeeinträchtigungen Brillen getragen werden. Auch beim Sitzen am Tisch, an dem gespielt wird oder auf dem Mahlzeiten gerichtet sind, stellt sich die Frage nach dem Blickfeld, mit dem der Einzelne seine Umgebung wahrnehmen und damit auch nutzen kann.



Es gilt, den sinnlichen Teil der Hauswirtschaft zu stärken und auszubauen.

Der Alltag ist bestimmt von Klängen und Geräuschen

Kaum jemand macht sich beim Hören von Musik oder bei Geräuschen im Alltag Gedanken darüber, wie vielfältig die Vorgänge sind, die das Sinneserlebnis Hören ermöglichen. Beim Hören geht es einmal um die Wahrnehmung der Töne und Geräusche und in einem zweiten Schritt um die Interpretation des Gehörten. Im Hören werden Emotionen ausgelöst, Erinnerungen wachgerufen oder auch Sondierungen vorgenommen, damit auf das Gehörte adäquat reagiert werden kann. Insbesondere die Reaktion auf Gehörtes ist nur möglich, wenn bewusst oder auch unbewusst reagiert werden kann. An dieser Stelle werden bei kognitiven Einschränkungen immer wieder Grenzen deutlich.

Schmecken ist Erinnerung

Der Geschmack und das Gedächtnis stehen in einer tiefen und festen Verbindung. Der Verzehr einer Mahlzeit lässt Erinnerungen wach werden. Liebbe-

wonnenes und Vertrautes werden genauso wie Ekliges und Abgelehntes in unserem Erinnerungsvermögen gespeichert. Speisen und Getränke wecken beim Verzehr Erinnerungen und versetzen den Tischgast in seine Kindheit, an einen besonderen Ort oder in eine außergewöhnliche Begegnung. Gleichzeitig ist der Geschmackssinn im Vergleich zu unseren anderen Sinnen eher schwach ausgeprägt und recht schlicht strukturiert. Trotzdem kann er Großes bewirken! Das ist immer wieder bei Mahlzeiten gemeinsam mit Menschen mit demenziellen Veränderungen zu beobachten.

Wenn die klassische hauswirtschaftliche Versorgung, also die notwendige Bedarfsdeckung, unter Berücksichtigung der damit verbundenen Sinneswahrnehmung, der individuellen Bedürfnisse und Biografien stattfindet, trägt Hauswirtschaft entscheidend zum Wohlbefinden von Menschen mit Demenz bei.

1.3 Erleben

Sophie Rosentreter

Ich suche nach der Antwort, wie man Demenz erlebt. Aber wer ist „man“? Wer ist hier Zielgruppe? Wer ist alles betroffen? Und wie unterscheidet sich das Erleben dieser Behinderung?

Ich werde mir die jeweilige emotionale Brille aufsetzen und über meine zahlreichen Begegnungen und Erlebnisse der letzten Jahre versuchen, die Gefühlslage und somit die Reaktionen, das Handeln der anderen zu erläutern. Den anderen ein wenig besser verständlich machen, Brücken bauen. Es gibt wenig Schöneres.

Vorweggenommen: Ich sehe natürlich die größten und stärksten Kompetenzen in der Pflege. Und hier beziehe ich mich auf das gesamte Team. Tom Kitwood stellte vor Jahren schon klar, dass die alte Haltung, „Ärzte und Hirnforscher verfügen über das zuverlässigste, relevanteste Wissen“, gegen die neue, wertschätzende Haltung, „geschickte, erfahrene und verständnisvolle Pflegekräfte verfügen über das zuverlässigste, relevanteste Wissen“, eingetauscht werden muss.

Die Pflege selbst scheint sich noch immer nicht richtig zu erkennen, sich zu vertrauen. Und das hat auch etwas mit Führung zu tun – vom Betreiber bis hin zum Heimleiter und der Pflegedienstleitung.

Natürlich gibt es eine Parallele zwischen dem Führungsstil eines Vorgesetzten und der Art, mit der das Herz eines Heimes schlägt. Der sogenannte Team-Spirit trägt das Haus. Wird das Team alleingelassen, miss- und verbraucht, wird sicher nicht viel Liebe für die Bewohnerinnen und Bewohner übrig bleiben. Nun sind aber Liebe, Trost, Bindung usw. die Grundbedürfnisse, die für Menschen mit Demenz erfüllt sein müssen, damit es ihnen bestmöglich gut geht. Aber wie soll man Liebe geben, wenn man selbst keine bekommt?

Starre Hierarchien und Machtgefälle innerhalb einiger Häuser sind einfach nicht mehr zeitgemäß. Wir müssen verstehen, dass wir alle unterschiedliche

Kompetenzen in uns tragen, die sich ergänzen und manchmal mehr, manchmal weniger überschneiden. In der Pflege sollten wir auf Konkurrenzdenken verzichten. Es sollte kein Gegeneinander, sondern nur ein Miteinander geben. Pflege muss stark, selbstbewusst sein. Stark durch Gemeinschaft, Zusammenhalt. Heute scheint sie aber kurz vor dem Zusammenbruch, selbst pflegebedürftig. Denn heute ist die treibende Kraft leider oft die Wirtschaft, nicht der Geist der Nächstenliebe. Wie sagt Eckart von Hirschhausen so gerne: „Charity kommt nicht von Shareholder, sondern von Nächstenliebe.“

Bevor wir jedoch auf andere zeigen, fragen wir uns einfach selbst: Wann habe ich das letzte Mal Nächstenliebe gezeigt, wirkliche Nächstenliebe? Für jemanden stehen bleiben, weil es ihm oder ihr guttut. Ein wenig Nähe schenken. Ein Anker sein. Seien wir doch mal ehrlich, kennen Sie Ihre Nachbarn? Bleiben Sie gerne stehen und sind Sie interessiert am Leben der anderen? Keine Zeit? Ja, kenne ich ...

Das, was ich in letzter Zeit in der Pflege erlebe, tut weh zu sehen. So wie die Pflege gerade mit sich selbst umgeht, kann sie auch nur schwach sein. Die Betreuung bekommt nicht die nötige Wertschätzung von der Pflege. Die Pflege fühlt sich von der Gesellschaft nicht gesehen und unter Zeitdruck gesetzt. Die Therapeuten sind eh außen vor und Hauswirtschaft gehört ja fast schon gar nicht mehr zum Team – wieso sie dann mit einbeziehen? Obendrauf eine Heimleitung, die keine neuen Leute findet und Druck von oben bekommt. Lästige Angehörige, die den Alltag zusätzlich erschweren, sorgen für den letzten Stoß in Richtung Unmut – so kann Pflege nicht gelingen. Zumindest kann so eine wertschätzende, individuelle Pflege nicht gelingen. Wir wollen doch die Seele satt machen!

 **Charity kommt nicht von Shareholder, sondern von Nächstenliebe.**

Hauswirtschaft ist als etwas ganz Grundlegendes, Selbstverständliches in unserem Leben verankert. Es stellt die Basis für einen gut funktionierenden Alltag dar. Deshalb ist sie auch in so vielen Bereichen zu finden. Beruflich und privat, Hauswirtschaft spielt in alle Beziehungen mit hinein. Hauswirtschaft ist Ordnung, ist Schulter, ist Halt, Orientierung, Identität, Anker, Beschäftigung.

Wenn das Haus gekehrt ist, kann ein anderer Teil beginnen, die andere Arbeit, der gemütliche Teil, kann das Leben eben weiter gelebt werden. Und für jeden wird das etwas anderes sein.

Die Hauswirtschaft hat aber auch noch einen individuellen Wert. Wie wurde Ordnung in meinem Leben gelebt? Habe ich selber für Ordnung gesorgt, welche Aufgaben haben andere für mich übernommen? Was habe ich gerne getan, was war eine Last?

Ich liebe die Erinnerung an meine Omi, die mit mir die Wäsche gemangelt hat oder in unserem Wohnzimmer stand und gebügelt hat. Ich selber habe nie das Bügeleisen geschwungen! Was ich damit zum Ausdruck bringen will, ist, dass die Hauswirtschaft die Schnittstelle zur Ordnung im Leben ist. Den Mitarbeiterinnen gebührt unser Dank und sie verdienen einen festen Platz auf Augenhöhe im Team. Diese Menschen sorgen nicht nur für die Ordnung im Zimmer, sondern auch für das seelische Wohl. Egal ob bewusst oder unbewusst gesendete Reize, sie beeinflussen immer die Stimmung der Bewohnerinnen und Bewohner, des Teams, der Angehörigen und damit unsere eigene Stimmung. Geben wir also am besten allen Beteiligten das nötige Handwerkzeug mit auf den Weg und die dazugehörige Verantwortung. Ich wünsche mir für jedes Haus ein Team, in dem alle Mitarbeiterinnen durch ihre unterschiedlichen Kompetenzen aktiv den Alltag mitgestalten können, ja sollen! Ich wünsche mir für alle Beteiligten ein Milieu, in dem die Freude Platz hat. Die Atmosphäre muss also nicht nur für Menschen mit Demenz passen, sondern auch für alle anderen Beteiligten. In erster Linie meine ich natürlich für Mitarbeiterinnen, und zwar ALLE Mitarbeiterinnen – aber eben auch für Angehörige.

Es muss ein besserer Personalschlüssel her, und es muss unbedingt eine geistige Aufwertung der

Pflege in unser aller Köpfen stattfinden. Wir müssen das Thema schleunigst alle in unser Leben integrieren! Es geht uns alle an! Spätestens, wenn wir selbst (hoffentlich) alt werden.

Innerhalb der Pflege bildet sich die Haltung der Gesellschaft wieder ab. Die Pflege ist ein Spiegelbild unseres Umgangs mit uns selbst. Aber in düsteren Zeiten sollten wir keine Schwarzmalerei betreiben. So bringen wir sicher kein Licht ins Schattenreich. Wir alle müssen aufstehen und kämpfen. Jetzt erst recht und insbesondere mit den Aussichten auf die nächsten Jahre. Aber unsere Waffen sollten Eigeninitiative und Mut sein, Lösungen wie neue Konzepte, Brücken, generationsübergreifende Projekte, Achtsamkeit im Alltag unser Ziel.

Wer erlebt Demenz?

Hier sehe ich vier Zielgruppen. Erstens die Betroffenen selbst, zweitens die Angehörigen (Familie, Freunde), drittens die professionell Pflegenden, Betreuenden und Versorgenden und viertens die Gesellschaft allgemein. Ich war einmal nur Zielgruppe 2. Jetzt bin ich 2, 3 und 4 mit Aussicht auf 1. Habe ich jetzt Bingo? Vier gewinnt?

Als Betroffene ist das Erleben einer Demenz von unserer Umwelt, den Umständen und den begleitenden Personen des Alltags abhängig. Alles was uns sinnbildlich berührt, spielt mit hinein in unser jetziges Lebensgefühl. Von den Schildern auf dem Flur, dem Lied im Radio, über das Kleid der Tochter, den Geschmack des Kuchens bis zum Geruch der Wäsche. Alles kann ungefiltert unsere Seele berühren, wenn der Verstand versagt.

Ich stelle mir vor, dass man sich immer mehr im Meer der Gefühle und Erinnerungen wiederfindet, sich manchmal sogar verliert. Von einer Welle zur nächsten schaukelt. Manchmal tauchen Ungeheuer (Erinnerungen) in der Tiefe auf und man weiß sich nicht zu retten. Man treibt umher und wir, die begleiten, sind die Inseln. Wir können sehr fruchtbar sein, Leben, Zuversicht ein Zuhause schenken. Wir können aber auch karg sein. Abweisend. Klinisch. Kühl. Beängstigend.

Ich fragte die wunderbare Helga Rohra einmal,

wie sich denn Demenz anfühlt und sie sagte: „Wissen Sie, die Demenz ist jeden Tag ein wenig anders. Mal erkenne ich mich nicht im Spiegel, mal verstehe ich die Zusammenhänge im Fernsehen nicht mehr. Manchmal verwechsle ich das Katzenfutter mit meinem Thunfisch und wundere mich über den Geschmack. Und manchmal gehe ich im Kaufhaus verloren.“ Sie hat aber gelernt, nicht mehr darüber zu verzweifeln, sondern sich Hilfe von Menschen um sich herum zu holen, zu erläutern, was sie braucht. Und sie hat gelernt, es mit Humor zu nehmen. Sich selbst zu verzeihen.

Wenn man sich verliert, braucht man Menschen, die einem ein Anker sind. Im Meer der Gefühle zu treiben, wenn der Sturm vorbei ist, kann sicher auch schön sein.

Wenn das Meer spiegelglatt ist und sich die Sterne im Wasser spiegeln, kann man im Himmel schwimmen.

An solchen Momenten durfte ich schon mit Menschen mit Demenz teilhaben. Wir haben uns im Garten verloren, im Tanz gefunden und sind im Lachen aufgegangen. Menschen mit Demenz sind zunehmend in einer anderen Welt, die außerhalb unseres Blickfeldes liegt. Sie ist nur mit dem Herzen zu sehen. Dafür muss aber unser Kopf leise sein. Der Verstand ein wenig mehr ruhen. Und das Gefühl auf volle Antenne ausfahren.

Wenn Pflege aber als Belastung gesehen wird, schaut das Herz nicht hin. Die Angehörigen versuchen, ihren Alltag und Pflege jetzt gleichzeitig zu bewältigen, eine emotionale Doppelbelastung, die krank macht. Professionell Pflegenden müssen im Minutentakt neue Aufgaben übernehmen, damit die Flut an Arbeit erledigt werden kann.


Beim Thema Zeit gehen bei allen die Alarmglocken an. Zeit ist ein Druckmittel für die heutige Gesellschaft. Wir hecheln ihr hinterher. Versuchen, sie zu „gewinnen“. Das Verrückte ist, dass uns in der Demenz das Zeitempfinden genommen wird. Eben, vorhin, gestern und die Jahre verschwimmen. Bedeutet, wir müssen auch zeitloser in unserem Handeln und Tun sein. Wir dürfen uns nicht von der Zeit bestimmen lassen. Wir haben die Zeit erfunden! Schaffen wir sie ein Stück weit aus der Pflege bitte wieder ab!

Auch wenn Menschen mit Demenz oft in der Vergangenheit leben, können wir nur im Hier und Jetzt mit ihnen sein. Mitgehen. Begleiten. Gemeinsam gestalten. Unser Anliegen sollte sein, dem Moment ein gutes Gefühl zu geben. Ja, Gutes tun. Natürlich muss es auch Raum für andere Gefühle geben. Gemeinsam trauern kann unglaublich befreiend und verbindend sein. Und manchmal sind es einfach auch keine guten Momente. Leben eben.

Demenz ist individuell. Es gibt nicht den Königsweg, sondern ganz viele, wie dieses Buch auch zeigt. Wir alle werden in der Demenz andere Vorlieben haben, auf andere Dinge anspringen als unser Nachbar – genauso wie jetzt. Mit den Worten des 2015 verstorbenen Psychologieprofessors und Demenzaktivisten Richard Taylor, der selbst demenzkrank war: „Wenn Du einen Menschen mit Demenz kennst, dann kennst Du genau einen Menschen mit Demenz.“

Der eine möchte zum Waschen ein Lied singen, damit ihm die Körperpflege leichter fällt. Die Nächste möchte vor der Mahlzeit ein Tischgebet hören, da sie so Appetit bekommt. Der eine möchte malen, die andere lieber tanzen. Ich möchte mit Du angesprochen werden. Viele bevorzugen es, gesiezt zu werden. Es gibt nicht den einen richtigen Weg, DEN typischen Verlauf, aber immer eine richtige, wertschätzende Haltung.

Ich habe die letzten Jahre viel mit dem Herzen gesehen. Hintergrundwissen hilft zu vermitteln. Ich schützte Ihnen also ein wenig mein Herz aus: Als betroffene Angehörige habe ich Demenz als Feind angesehen, als etwas, was mir meine geliebte Großmutter wegnahm. Demenz bleibt aber nicht nur vor den Betroffenen stehen, sondern betrifft auch die pflegenden Angehörigen, das Umfeld. Und so hat Demenz mir auch letztendlich meine Mutter genommen und uns alle damit verändert. Mittlerweile ist Demenz nicht mehr mein Feind. Mir ist im Laufe der Jahre durch meine Arbeit klar geworden, dass unsere

 **Wenn man sich verliert, braucht man Menschen, die einem ein Anker sind.**

Unwissenheit der Feind war, uns blind gemacht hat. Wie ein Stein, den man ins Wasser schmeißt und der seine Kreise immer weiter zieht, ist Demenz ein Stein, der in das Meer unserer Gesellschaft fällt. Angehörige, Nachbarn – wir alle sind betroffen! Die Bäckerfrau, der Frisör, der Busfahrer, der Hausarzt, das Kind auf dem Weg nach Hause.

Nach sieben Jahren häuslicher Pflege meiner Großmutter Ilse haben wir uns nach einem erneuten schlimmen Sturz noch im Krankenhaus für ein Heim entschieden. Wie es eben oft so ist. Für uns war das der allerschlimmste Moment. Schlimmer als ihr Tod,

**» Es ist gut und wichtig,
Hilfe anzunehmen.
Das ist ein Zeichen
von Stärke und nicht
Schwäche.**

denn wir dachten, wir hätten versagt! Wir seien schlechte Menschen und könnten nicht zurückgeben, was Omi verdient: 24 Stunden unsere Hilfe und unsere Liebe. Da hätte ich mir so drin-

gend jemanden an unserer Seite gewünscht, der gesagt hätte: „Es ist gut und wichtig, Hilfe anzunehmen. Das ist ein Zeichen von Stärke und nicht Schwäche.“ Aber so kamen wir mit einer zentnerschweren Last auf unseren Schultern ins Heim. Aus Mangel an Wissen haben wir nur das gesehen, was in unserem Raster war. Die fehlende weiße Lieblingsbluse. Der verschwundene Schmuck. Unsere einsame Omi auf dem Bett. Tausend und ein Grund, sich zu beschweren. So hatte man wenigstens das Gefühl, noch ein wenig Gutes zu tun – auf die Missstände hinweisen, sich sorgen, das war doch irgendwie gut. Oder doch nicht?

Ein völlig falscher Weg, wie ich heute weiß. Ich hätte gut und gerne die Hände gereicht, wenn die Pflegemitarbeiterinnen damals die Zeit und Lust gehabt hätten, auf mich zuzugehen. Wir waren oft da und hätten gut unterstützen können. Ich wusste es aber nicht besser

Zahlreiche Mitarbeiterinnen aus Altenheimen erzählen mir häufig, dass, wenn sie Angehörige auf dem Flur sehen, sie schleunigst in die entgegengesetzte Richtung gehen. Keiner will nur Vorwürfe hören. Besonders wenn die Zeit eh schon so knapp ist.

Also völlig verständlich. Hier bitte ich aber folgenden Satz zu verinnerlichen: „Der Klügere gibt nach.“ Die Angehörigen wissen es einfach oft nicht besser, sind ausgebrannt, verunsichert und gehören genauso validiert wie die Betroffenen selbst. Sie, die in der Pflege arbeiten, sind uns gegenüber klar im Vorteil. Sie wissen in etwa, was einen erwartet. Die Angehörigen haben keine Ahnung. Reichen Sie uns die Hand. Helfen Sie uns zu verstehen – die Betroffenen, Sie und uns selbst. Pflege lässt Menschen zerbrechen. Pflege lässt aber auch Menschen zusammenwachsen! Anhand eines kleinen Beispiels zeige ich Ihnen die unterschiedlichen Interpretations- bzw. Empfindungsblickwinkel. Die Biografie eines an Demenz erkrankten Menschen ist in der Pflege von großer Wichtigkeit. Sie erklärt Verhalten, die Reaktionen auf Reize, und sie birgt in sich die Möglichkeit zur Kommunikation. Sie ist oft die Brücke zum gemeinsam geteilten Moment. Aber jede Biografie birgt auch Geheimnisse in sich, dunkle Ecken, die sich nicht gut anfühlen. Diese Ecken können in einer Demenz ungewollt schnell beleuchtet werden. Meist durch bewusst oder unbewusst wahrgenommene Reize. Einflüsse wie Musik, Architektur, Geschmack, Stimmenfarbe, Geruch der Wäsche können einen in solche Ecken beamen. Und auf einmal geht es um Vergewaltigungen, Hunger, Krieg, Schicksalsschläge, die einen in Angst, Verzweiflung und Wut getrieben haben – und es noch immer tun.

Wir Angehörige geben also beispielsweise unsere Mutter in Ihre Hände. Oft nachdem wir uns Jahre aufgegeben haben, uns selber vergessen haben, ausgebrannt sind und trotzdem das Gefühl in uns tragen, versagt zu haben. Wir kommen dann, unbeholfen, polternd an Ihren Arbeitsplatz und Sie fragen uns nach unserer (Familien-)Biografie, den dunklen Ecken. Das fühlt sich an, als ob man auf dem Prüfstand ist, unter die Lupe genommen wird. „Ein wenig wie bei der Stasi“, sagte mir mal eine Angehörige. „Ich verstehe ja gar nicht, warum sie all diese Dinge von mir wissen wollen? Warum soll ich ihnen sagen, wo es weh tut, jetzt, wo ich eh schon am Boden liege?“ Und dann reagieren wir Angehörige oft leider nicht wertvoll, hilfreich und deeskalierend, sondern machen dicht, gehen in Abwehrhaltung. Verteidigen

Dinge, die es eigentlich gar nicht zu verteidigen gilt. Somit erschweren wir für alle den Alltag. Weil wir es nicht besser wissen.

Als betroffene Mitarbeiterin, die sich mit höchster Wahrscheinlichkeit im Alltag immer bis an die Grenzen aufreißt, alles gibt, damit das Nötigste für Menschen mit Demenz getan ist, ist es einfach nur frustrierend. Sie wünschen sich von uns etwas Unterstützung und wir verweigern sie oder erschweren sie. Wir öffnen uns nicht, machen Falschaussagen, damit die Ehre gewahrt ist und unterstellen Ihnen, dass Sie keine Ahnung haben. „Nein, meine Mutter würde nie so etwas tun!“, heißt es dann mit spitzer Zunge und eisiger Miene, wenn Sie berichten, wie eine Bewohnerin beispielsweise um sich schlägt oder andere sexuell belästigt.

Aber was, wenn wir einfach nicht wissen, dass fast alles in einer Demenz möglich ist? Was, wenn wir es nicht glauben wollen, weil der Schmerz viel zu groß ist? Was, wenn Sie wüssten, dass dies die schlimmste Zeit in meinem Leben ist? Was wäre, wenn es um Ihre Mutter ginge?

Dunkle Ecken sind in Verbindung mit meiner Omi erst entstanden, als Demenz unser ungebeter Gast war. Ich hatte mich vorher nie vor meiner Omi gefürchtet. Und nun häuften sich die Momente, in denen Angst mein Handeln beeinflusste. Auf einmal löste ihr Klingeln an der Tür etwas ganz anderes aus, und ich versteckte mich unter der Decke, damit sie wieder ging. Ich wollte nicht umgehen mit etwas, das ich überhaupt nicht verstand.

Im Nachhinein weiß ich, dass sie wohl oft ganz verloren in ihrer Welt war und wir uns alles andere als hilfreich zeigten. Ich habe nicht verstanden, was meine Ermahnungen, Erinnerungen, Verzweiflung und Abweisungen mit ihr machten. Sie war wohl oft allein. Das tut mir sehr Leid.

Hätte ich das Wissen der Validation und vieler anderen Kommunikationsmethoden gehabt, so hätte ich viele der Momente entschärfen können. Hätte ihr Leid, unser Leid, schmälern können und uns Wege ins Licht zeigen können. Viele Familien zerbrechen an dieser Behinderung. Familie wendet sich aus den unterschiedlichsten Gründen ab. Oft jedoch, weil sie es nicht ertragen kann, was da mit ihrem geliebten

Menschen passiert. Sie keinen Zugang mehr findet und Flucht der einzige Ausweg scheint. Andere reiben sich an der Pflege so weit auf, dass Krankheiten entstehen. Wie bei meiner Mutter. Sie sieben Jahre lang keine Hilfe zu holen, macht etwas mit einem ... Unter anderem macht das Krebs. Was hat Mami also empfunden im Pflegealltag? Scham, weil ihre Mutter sich nicht mehr kontrollieren konnte, sich beim Einkaufen auffällig, unangemessen verhielt. Angst, weil Omi bedrohlich wurde, unvorhersehbar in ihren Ausbrüchen. Wütend, weil sie etwas Absurdem, Bösem beschuldigt wurde. Verletzt, weil sie ihr so etwas überhaupt zutraute. Enttäuscht, weil ihre Liebe nicht mehr erkannt wurde. Ohnmächtig, weil sie selbst nicht mehr erkannt wurde. Frustriert, weil sie keinen Dank mehr bekam.

Und genauso geht es auch Mitarbeiterinnen. Überfordert, weil zu viel abverlangt wird. Antriebslos, weil man nicht gesehen wird. Bedroht, weil jemand mit Fäusten geballt auf einen zukommt. Ohnmächtig, weil der Staat nicht zu hören scheint. Frustriert, weil Angehörige sie nicht unterstützen. Und verletzt, weil man manchmal sogar vom Team keine Unterstützung bekommt.

Ich hatte einfach keine Ahnung als Angehörige. Keine Ahnung, was alle Mitarbeiterinnen in stationären Einrichtungen und auch ambulant leisten, wie ihr Alltag aussieht, und ich hatte keine Ahnung, was wirklich in der Demenz passiert. Keine guten Voraussetzungen für eine gute Beziehung.

Helfen Sie uns, Ihre Welt und die Welt der Demenz zu verstehen. Helfen Sie uns, Brücken zu unseren betroffenen Angehörigen und zu Ihnen zu bauen.

Pflege – und damit meine ich wieder das ganze Team – bedeutet auch, Schiffbruch zu erleiden. Mit den besten Absichten voll und ganz zu stranden, gar nicht anzukommen, ausgebremst zu werden. Aber so ist das Leben. Aus diesem Scheitern können wir auch lernen. Dazu brauchen wir aber den Willen und das Wissen, wie wir uns selbst am besten beobachten. Erkennen, was besser hätte laufen können. Hinter jedem Fehler steckt eine Botschaft rund um das eigene Verhalten. Hoffentlich lernen wir alle schnell oder besser – lassen Sie uns schnell lernen!

1.4 Inklusion

Ralf Roland Oberle

Inklusion von Menschen mit Demenz stellt die Gesellschaft und besonders die Menschen in nächster Umgebung vor besondere Herausforderungen. Die persönliche Einstellung und Vorhandensein sowie Akzeptanz von Hilfestellungen sind Basis für gutes Gelingen.

Im Jahre 2009 trat mit der Verabschiedung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung durch die Generalversammlung der

Vereinten Nationen (UN) und deren Ratifizierung durch die Bundesrepublik Deutschland das „Gesetz zu dem Übereinkommen der Vereinten Nationen“ in Deutschland in Kraft. Zu Menschen mit Behinderung zählen

Personen, die langfristig körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, mit der Folge, dass sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der gleichberechtigten Teilhabe behindert werden. Menschen mit Demenz gehören nach der UN-Konvention zum betroffenen Kreis.

Was bedeutet das in der Praxis? Ist doch die Lebenssituation von Menschen mit Demenz in besonderer Weise durch eine zunehmende Einschränkung der kognitiven Fähigkeiten geprägt. Dazu hat sich der Ethikrat der Bundesrepublik sowohl für die Pflege und Betreuung zu Hause als auch in professionellen Settings geäußert:

„Auch dort, wo die Fähigkeit zur Selbstbestimmung von pflegebedürftigen Demenzerkrankten zweifelsfrei gegeben ist, folgt daraus nicht, dass ihren Forderungen oder Wünschen stets zu entsprechen ist. Zwar dürfen die für Pflege und Betreuung Verantwortlichen die Ansprüche der Kranken nicht

mit der pauschalen Begründung ignorieren, sie seien unerheblich oder sie selbst wüssten besser, was für die Betroffenen gut sei. Doch können die Pflegenden berechnete Gründe haben, Wünschen der Pflegebedürftigen zu widersprechen und ihnen unter Umständen nicht zu folgen. Mehr noch: Es ist ihre Pflicht, sich dem an sie gerichteten Verlangen entgegenzustellen, wenn die Wunscherfüllung den Betroffenen erheblich gefährden oder schädigen würde. Niemand kann ethisch verpflichtet sein, die Wünsche eines anderen zu erfüllen, wenn er ihm damit schadet. Wenn der Handelnde für das Wohl und Wehe des anderen verantwortlich ist und dieser die Tragweite seines Verlangens nicht erkennen kann, ist der Verantwortliche sogar verpflichtet, die Wunscherfüllung abzulehnen. Bei der in solchen Konfliktfällen gebotenen Abwägung wird regelmäßig der Schadensverhütung der Vorrang vor der Verwirklichung der Selbstbestimmung zu geben sein. (...) Wer die Pflege vertraglich beziehungsweise aufgrund beruflicher Verpflichtung übernommen hat, hat weitergehende Pflichten, die geäußerten Wünsche zu erfüllen. Aus einer Abwägung der Ansprüche des Betroffenen gegen Nachteile oder Unzumutbarkeit kann sich auch eine berechnete Ablehnung des geäußerten Wunsches ergeben. Liegt allerdings ein Ablehnungsgrund nicht vor, so ist die Verweigerung gegenüber dem Verlangen des Betroffenen und erst recht seine Hinderung an der eigenen Ausführung seiner Absichten nicht zu legitimieren. Den Wunsch zu erfüllen, ist dann auch ein Gebot des professionellen Handelns. Dass das Verlangen des Betroffenen „unvernünftig“ ist, reicht nicht aus, um sich darüber hinwegzusetzen. Gleiches gilt zum Beispiel für Forderungen, deren Erfüllung dem Äußernden nur mäßige Nachteile bringen würden, ohne ihm ernsthaften Schaden zuzufügen.“

Wie aber umgehen mit einer Situation, in der das Verlangen des Menschen mit Demenz diesen und an-

» **Wie aber umgehen mit einer Situation, in der das Verlangen des Menschen mit Demenz diesen und andere schädigen könnte?**

dere schädigen könnte? Und was bedeutet das im Hinblick auf seine Inklusion?

Ein Beispiel: In der frühen Phase der Demenz fühlen sich Menschen mit Demenz oft noch in der Lage, ein Auto zu fahren. Das bringt Angehörige in der häuslichen Umgebung in erhebliche Konflikte. Das Verhältnis zum Betroffenen wird belastet. Entsprechend der Empfehlung des Ethikrates besteht eine Pflicht, das gefährdende Verhalten zu unterbinden und Schaden abzuwenden. Notlügen wie die, das Auto sei kaputt oder der Schlüssel verloren, helfen und sind absolut legitim.

„Voraussetzung für die legale Teilnahme am Straßenverkehr in Deutschland ist der Besitz einer Fahrerlaubnis (§ 2 Straßenverkehrsgesetz). ...“

Bei einer Alzheimer-Demenz besteht nach Anlage 4 a der Fahrerlaubnisverordnung dann keine Fahrtauglichkeit mehr, wenn die Demenz bereits fortgeschritten ist und zu schweren Persönlichkeitsveränderungen geführt hat. Um die Fahrtauglichkeit festzustellen, kann die Straßenverkehrsbehörde die Untersuchung durch einen Facharzt für Psychiatrie oder Neurologie veranlassen. Da gewisse Leistungsminderungen bei allen älteren Menschen zu erwarten sind, müssen im Rahmen der Untersuchung allerdings ausgeprägte Leistungsmängel und schwere Persönlichkeitsveränderungen nachgewiesen werden.

Abgesehen von dieser sehr heiklen und belastenden Situation – **wie kann Inklusion gelingen?**

Zu allererst sollte sich das gesamte soziale Umfeld über die Krankheit informieren. Die Website der Deutschen Alzheimer Gesellschaft e. V. bietet hier schon viele Informationen und Broschüren an.

Bundesweit haben sich inzwischen staatlich geförderte Demenz-Initiativen gebildet, wie beispielsweise der Demenz-Service NRW, Demenz-Initiative Altes Land, die Internetseite der Stadt Karlsruhe usw., die Beratungen anbieten bzw. solche Angebote auflisten. Auch die Deutsche Alzheimer Gesellschaft bietet Projekte zu mehr Teilhabe an und gibt Empfehlungen zur Bildung von Gruppen für Menschen mit beginnender Demenz.

Es wird empfohlen, die häuslichen Gewohnheiten beizubehalten. Gehen Sie aus, in die Kirche, das Café, das Stammlokal und genießen Sie gemeinsame Erlebnisse. Schaffen Sie Situationen, in denen Wohlfühlgefühl, Sicherheit und positive Gefühle entstehen können. Ein wichtiger Faktor dabei kann das gemeinsame Essen oder Kaffeetrinken mit Freunden, Familie und Nachbarn sein. Alle Beteiligten sollten dann über die Erkrankung informiert sein und wissen, dass dem Betroffenen am besten mit einer wertschätzenden und grundsätzlich positiven Grundhaltung begegnet werden sollte.

Nutzen Sie Themen, bei denen der Mensch mit Demenz mitreden kann. Lange zurückliegende Ereignisse, die für die Person positiv und prägend waren, sind sehr geeignet. Ein Beispiel: Der Onkel meiner Frau war immer glücklich, wenn er auf seine Vergangenheit als Seefahrer, Smutje, angesprochen wurde. Bei diesem Thema lebte er auf und konnte stundenlang erzählen.

Einen Menschen mit Demenz immer wieder aufzufangen und auf seine ständigen Fragen und Merkwürdigkeiten zu reagieren, kostet Kraft. Nehmen Sie sich Zeit für sich und schaffen Sie Ausgleich. Das Angebot von Tagespflegen oder Betreuungshilfen zu Hause wächst stetig und wird von der Pflegeversicherung mitfinanziert. Auskunft, Schulung und Beratung finden Sie im Netz. Sich Hilfen zu holen, ist kein Versagen, sondern die logische Folge einer Behinderung, die das gesamte soziale Umfeld erfasst. Das Gleiche gilt für das Nutzen von Beratungsangeboten. Es ist keine Schande, nicht weiterzuwissen; es wäre eine, sich nicht beraten zu lassen. Die Website der Bundesregierung weist Ihnen Adressen für Ihre Bedarfe auf.

Menschen mit Demenz in ihr soziales Umfeld so lange wie möglich einzubinden, erfordert zudem eine hohe Regelmäßigkeit und Stabilität in den Aktivitä-

» **Einen Menschen mit Demenz immer wieder aufzufangen, kostet Kraft.**

ten. Nutzen Sie Rituale mit Freunden oder schaffen Sie neue, die an alte erinnern. Zum Beispiel das Gebet vor dem Essen, wenn dieses eine Bedeutung in der Jugend hatte und gut angenommen wird. Vermeiden Sie bei allen Aktivitäten laute und enge, unübersichtliche Situationen. Essen und Trinken sind hier besonders geeignete Anker, weil wir es gewohnt sind, unsere sozialen Kontakte in diesem Rahmen zu pflegen. Nutzen Sie die Vorlieben für bestimmte Speisen, um eine möglichst hohe Energiezufuhr sicherzustellen.

Menschen mit Demenz haben immer Recht. Das klingt im ersten Moment sicher seltsam, ist aber der einzige Weg, ohne Streit und massive Auseinandersetzungen mit der Person auszukommen und ohne sich die Nerven zu ruinieren. Wo die Einsichtsfähigkeit fehlt, hilft kein Argument. Fragen Sie sich, worauf der Betroffene hinauswill und was sie tun können, um ihn oder sie gegebenenfalls aus der für sie belastenden Situation zu führen. Zum Beispiel nehmen Sie die Person an den Arm oder an die Hand und gehen Sie ein Stück auf

» Menschen mit Demenz haben immer Recht.

Suche nach der vermissten Mutter. Auf dem Weg lenken Sie das Thema auf die

Vögel in den Bäumen oder die vielen duftenden Blumen am Wegrand, und schon entsteht eine andere Perspektive und damit Stimmung.

Humor ist in der Begleitung und Inklusion von Menschen mit Demenz einer der wichtigsten Faktoren. Denken Sie an kleine Kinder, deren Sprachgebrauch oder Handlungen werden in der Regel mit Humor kommentiert. Versuchen Sie diese Grundhaltung auch für Menschen mit Demenz einzunehmen.

Kein Mensch mit Demenz greift Sie persönlich an, weil er wirklich denkt, er habe Grund dazu. In aller Regel reagiert er auf seine Umwelt und ist damit ein Spiegel seiner Betreuung. Machen Sie sich das Konzept der Spiegelneuronen bewusst:

„Spiegelneuronen sind ein Resonanzsystem im Gehirn, das Gefühle und Stimmungen anderer Men-

schen beim Empfänger zum Erklingen bringt. Das Einmalige an den Nervenzellen ist, dass sie bereits Signale aussenden, wenn jemand eine Handlung nur beobachtet. Die Nervenzellen reagieren genauso, als ob man das Gesehene selbst ausgeführt hätte. Am besten ist ein Vergleich aus der Musik: Wenn wir eine Gitarrensaite zupfen, bringen wir die anderen Saiten des Instruments auch zum Schwingen, wir erzeugen eine Resonanz. Mitgefühl, Freude, aber auch Schmerzen zu empfinden, ist auf diese Weise erst möglich.“*

Spiegelneuronen sind der Weg zu Menschen mit Demenz, weil sie damit in ihren Gefühlen erreicht und darin geführt werden können. Freundlichkeit und eine positive Grundhaltung aller Beteiligten helfen bei der Inklusion.

Das Grundprinzip bei der Inklusion von Menschen mit Demenz sollte lauten: Wir befähigen den Menschen mit Demenz zu individuellem Wohlfühl.

Im stationären Bereich können wir davon ausgehen, dass ein professioneller Umgang mit Menschen mit Demenz dem „Stand des Wissens“ entspricht.

Das Deutsche Netzwerk für Qualitätsentwicklung in der Pflege (DNQP) der Hochschule Osnabrück arbeitet seit Anfang 2016 am Expertenstandard zum Thema „Pflege von Menschen mit Demenz“ in Krankenhäusern, Einrichtungen der stationären Altenhilfe und ambulanten Pflegediensten. Mit der Fertigstellung dieses Standards gibt es eine wissenschaftliche Basis, auf der die Pflege von Menschen mit Demenz durchgeführt werden soll.

In welche Richtung die Pflege gehen soll, zeigt schon heute das seit 1. Januar 2017 gültige Begutachtungs-Assessment zur Einstufung der Pflegegrade. Dazu schreibt der MDS auf seiner Website: „Maßstab ist nicht mehr der Hilfebedarf in Minuten, sondern der Grad der Selbstständigkeit eines Menschen. Denn das neue Instrument stellt den Menschen, seine Ressourcen und Fähigkeiten in den Mittelpunkt. Es wird gefragt, wie seine Selbstständigkeit

* Quelle: Westdeutscher Rundfunk, [planet-wissen.de/Sabine Kaufmann](http://planet-wissen.de/Sabine_Kaufmann)

erhalten und gestärkt werden kann und wobei er Hilfe und Unterstützung benötigt.“

Dieses Grundprinzip korrespondiert mit der UN-Behindertenkonvention in vollem Umfang. Inklusion bedeutet im stationären Bereich, die Ressourcen einzuschätzen und die Hilfsmittel zu definieren. Beim Essen und Trinken wird dabei besonders auf den Einsatz geeigneter Speisen – beispielsweise weiche Kost, pürierte Kost, Fingerfood, Schaumspesen etc. – und den Einsatz von Alltagshilfen wie Einhandbretter, Flaschenöffnungshilfen, angepasstes Besteck und Trinkhilfen usw. abgehoben. Die Prüfkriterien gehen sogar so weit, zu hinterfragen, warum Hilfsmittel von einem Bewohner einer stationären Einrichtung nicht genutzt oder abgelehnt werden.

Und wie inkludieren wir Migrantinnen und Migranten, die an Demenz erkrankt sind?

16,5 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund leben in Deutschland. Davon sind nach Angaben der Deutschen Alzheimer Gesellschaft 1,5 Millionen über 65 Jahre alt, von denen wiederum etwa 108.000 von einer Demenz betroffen sind. Besondere Schwierigkeiten entstehen in der Erreichbarkeit von Hilfen und Unterstützungsmaßnahmen und besonders bei der sich verändernden Kommunikation mit den Personen selbst. Im Hinblick auf den Eintritt einer Demenz dürften die Anforderungen ganz ähnlich sein, mit dem zusätzlichen Aspekt, dass türkische Menschen in ihrer Demenz oft ihre deutschen Sprachkenntnisse verlieren. Zudem sind kulturelle Unterschiede im Umgang mit der Behinderung zu erwarten und die Betreuung wird damit noch mehr Kommunikation und Abstimmung mit den Angehörigen erfordern.

Die Deutsche Alzheimer Gesellschaft empfiehlt für die bessere Aufklärung der Migrantinnen und Migranten, deren Angehöriger sowie für bessere Voraussetzungen in der Betreuung:

- „Kulturell angepasste Materialien wie Broschüren, Filme über das Leben mit Demenz in russisch- und türkischsprachigen Familien
- Erinnerungskarten mit Sprichwörtern
- Muttersprachliche Beratung, Aufklärung und Information über Erkrankung, Diagnose- und The-

rapiemöglichkeiten und über Beratungs- und Entlastungsangebote

- Internationaler Austausch mit Fachkräften aus der Türkei und Russland
- Unterstützung von Gemeinschaften beim Aufbau niedrigschwelliger Betreuungs- und Entlastungsangebote
- Schulung von interkulturellen Alltags- und Demenzbegleitern
- Qualifizierung von Multiplikatoren aus Migranten-Selbsthilfeorganisationen, Vernetzung von Akteuren und regionalen Versorgungsstrukturen
- Bewegungsangebote für türkische Frauen über 50, gedächtnisfördernde Aktivitäten für Menschen mit und ohne kognitive Einschränkungen.“

Die Universität Tübingen hat an ihrem Institut für Soziologie ältere türkische Menschen nach deren Vorstellung vom Leben im Alter befragt.

Demnach haben türkische Menschen die gleichen Erwartungen wie deutsche, wenn es darum geht, so lange wie möglich im eigenen Zuhause zu leben. Bei Eintritt des Pflegefalls seien jedoch einige Besonderheiten zu beachten:

- In türkischen Familien ist das Thema Pflegefall eher tabuisiert.
- Kommt es zum Pflegebedarf, erwarten die meisten Eltern eine Versorgung durch die Kinder.
- Bedingt durch die Berufstätigkeit der Kinder wird dieses Konzept jedoch brüchig.
- Teilweise befürchten deshalb einige türkische Migranten, ihren Familien zur Last zu fallen.
- Viele Migranten kennen sich nicht aus in den Versorgungs- und Finanzierungsmöglichkeiten bei einer möglichen Pflegebedürftigkeit.
- Sie wissen auch nicht Bescheid über die Möglichkeiten der Patientenverfügung und der Hospizdienste.
- Im Sterbeprozess wünschen sie sich die Unterstützung ihrer muslimischen Angehörigen bzw. eines Imams.
- Zudem wird eine geschlechtergleiche Pflege bevorzugt.
- Eine besondere Anpassung der Pflegeheime wird nicht erwartet, allerdings sollten die Beschäftig-

ten über die kulturellen und religiösen Unterschiede Bescheid wissen.

- Es besteht eine sehr hohe Erwartungshaltung bezüglich der Information der Familie bzw. Angehörigen, die zusätzlich mit hierarchischen Strukturen in den Familien verbunden sind. Diese Rahmenbedingungen gilt es zu beachten.
- Informationen sollten zudem auch in türkischer Sprache erreichbar sein.

Das Unternehmen *apetito* hat gemeinsam mit Sophie Rosentreter die Broschüre „Demenz is(s)t anders“ herausgebracht, die sich einerseits mit der allgemeinen Lebenssituation von Menschen mit Demenz und den Herausforderungen rund um das Essen beschäftigt. Diese Broschüre steht allen Interessierten zur Verfügung und kann bei Bedarf auch in andere Sprachen übersetzt werden. Derzeit ist sie von einem Anbieter von Haushaltshilfen auf Ukrainisch, Polnisch und Russisch übersetzt worden. Sie erhalten die Broschüre unter senioren@apetito.de.